



Feierabend



Cherchez la femme!

Von Dr. Fr. Koči.

Der 1. Staatsanwalt Dr. F. Stoši war vom Jahre 1923—27 Direktor der größten tschechoslowakischen Männerstrafanstalt Bory bei Pilsen. Die nachstehende Novelle ist seinem Buche „Auf den Spuren der Gerechtigkeit, Wahrnehmungen und Erwägungen aus der kriminalistischen Praxis“ entnommen.

Nicht bloß die mit irdischen Gütern Geknechten geben sich dem Freudenrausch des Alltags hin. Lisbeth verdiente im zweiten Jahre nach dem Umstürze etwas über achtzig Kronen wöchentlich, wovon sie der Schwester vierzig Kronen für Kost und Wohnung bezahlte. Das übrige Geld veranzte sie. In der Bergarbeitergegend war Sonntag um Sonntag irgendwo eine Tanzunterhaltung und Lisbeth fehlte bei keiner. Während der Woche wusch sie sich das Kleid aus, dann stärkte sie es, am Samstag machte sie ihre Leinenschuhe mit Kreide weiß, und wenn der Sonntag da war, drehte sie sich gleich wieder fröhlich im Tanze.

Als Andreas mit der Lisbeth bekannt wurde, besaß sie rein nichts. Nur dieses Waschkleid und die Leinenschuhe. Zur Arbeit ging sie in Holzspantoffeln. Auf eine Hilfe von irgendeiner Seite konnte sie nicht rechnen: sie hatte schon keine Eltern mehr. Andreas kleidete Lisbeth also vom Kopf bis zum Fuß buchstäblich an. Er war damals als Maurer bei der Bahn beschäftigt und war ein durchaus ordentlicher Mensch. Er besaß etwas über dreitausend Kronen Ersparnisse, obgleich er mitunter mit dem ledigen Mannsvolk im Wirtshaus einzufehren pflegte.

Andreas gab für Lisbeth und für eine bescheidene Häuslichkeit den letzten Heller aus. Welcher Mensch ist für Weisheit zu haben, wenn ihn einmal das Liebesfieber gepackt hat? Und alles was wahr war, Lisbeth war schlank wie eine Tanne und Bewegungen hatte sie, die schlugen ein wie elektrische Funken! Andreas hätte nicht einen Augenblick gezögert, für sie durchs Feuer zu gehen.

Von dem Augenblicke an, da sich Andreas verheiratet hatte, änderte er seine frühere Lebensweise von Grund aus. Das Wirtshaus hatte für ihn allen Reiz verloren, er überschritt seitdem nicht mehr dessen Schwelle. Er stellte das Trinken ein und die Karten berührte er seitdem nicht mehr. So

genoh dieser einfache Mensch die Freuden, die aus einer ruhigen, geordneten Häuslichkeit entspringen.

Ein paar Monate nach der Hochzeit machte sich Andreas auf den Weg, um die Lisbeth seinen Eltern vorzustellen. Und das war schon recht gut möglich. Seit dem Frühjahr 1920 wurde in den Kohlenbergwerken wieder ein hübsches Stück Geld verdient und Andreas hatte daher den Dienst bei der Bahn verlassen und Arbeit in einer Grube angenommen. So war er gefahrlos und anstrengende Arbeit, von Andreas brachte allwöchentlich vierhundert, mitunter sogar fünfhundert Kronen nach Hause. Jetzt war es aber auch schon möglich, seiner Lisbeth eine Freude zu machen, wenn sie sich da einmal neue Kleider, da wieder einen neuen Hut, oder hohe und dann wieder niedrige Schuhe wünschte. Lisbeth ging fein austaffiert herum und Andreas freute sich schon darauf, wie sein Frauwerk den Eltern gefallen werde.

Unterwegs übermannte Andreas die Müdheit und er schlief ein. Da weckte ihn mit einem Male eine mitreisende Frau und küßerte ihn zu, daß sein Weib am Waggonzuge draußen Hand in Hand mit einem Soldaten stehe. Andreas drängte sich durch den unbeladenen Gang zwischen den Passagieren bis zu dem bezeichneten Orte hindurch, hier zog er rasch die elektrische Taschenlampe aus der Tasche und drückte auf den Knopf. Der Soldat hielt seine Frau mit der einen Hand um die Hüfte, mit der anderen drückte er ihre Hand. Sie sprangen wie der Blitz auseinander und Lisbeth kehrte mit ihrem Manne ins Kleebe zurück. Doch Andreas blutete das Herz!

Andreas und Lisbeth mußten von der Endstation noch ein Stück Weges zu Fuß zurücklegen. Sie sprachen kein Sternenswörtchen miteinander. Erst als sie unter einer breiikonigen Eiche Platz genommen hatten, um ein wenig auszuraschen, löste sich die Junge Lisbeths. Doch sie hat Andreas keineswegs um Verzeihung. Sie war ihr Haupt fest zurück und drohte ihm, daß sie nicht bei ihm bleiben würde, wenn er sie in einer derartigen Weise verfolgen sollte.

Schmerzlich erklang Andreas Rede aus seinem Munde, als er sein Weib seinen Eltern vorstellte. Aber die Zeit heilte wiederum die Wunde seines Herzens. Er verzog und

vergaß. Im Gegenteil, Andreas bemühte sich, durch Liebe und Opfer Lisbeth für sich zu gewinnen und zu erhalten. Zwiemal verkaufte er um einen Pappentisch die Möbel, als sie seiner Frau nicht mehr gefielen, und schaffte neue an. Er richtete sie ganz nach städtischer Mode ein. Ein Toiletteischchen mit geschliffenen Spiegeln, einen Divan und andere Luxusgegenstände. Andreas stürzte sich in Schulden.

Doch all das bedauerte er nicht. Sein Weib gebar ihm ein Söhnlein und das bedeutete für ihn neue Sonne in seinem Leben. Er wiegte ihn auf seinen Armen, wachte bei Nacht an seinem Bette, damit die junge Mutter schlafen könne und in der Früh stieg er in den Schacht hinunter, um zu arbeiten. An seinem Weibe hing er jetzt mehr denn je. Die Häuslichkeit fesselte ihn und machte ihn glücklich.

Da trat eine Periode ein, während welcher die Kohlenförderung beschränkt wurde, es wurde nur in drei oder vier Schichten während einer Woche gearbeitet. Der Verdienst sank, Andreas war nicht in der Lage, die Schulden zu bezahlen, die er durch Anschaffung der kostbaren Einrichtung für sein junges Weib gemacht hatte. Zur selben Zeit aber begannen sich französische Kohlenbergwerke um ausländische Arbeiter zu interessieren. Andreas machte von der Gelegenheit Gebrauch und suchte eine bedrängte Lage dadurch zu endigen, daß er seine kostbare Einrichtung — wenn auch mit einem namhaften Verluste — verkaufte, daß er mit dem Erlöse seine Schulden besahlte, und dann mit Weib und Kind nach Frankreich, der früheren Verdienstmöglichkeit nach, abreiste.

In Frankreich blieb Andreas dreiviertel Jahre, von dort ging er nach Holland wo er in den Staatskohlengruben Arbeit fand. Der Familie ging es im großen und ganzen gut.

Eines Tages wurden sie durch den Besuch zweier Landsleute aus der Tschechoslowakei angenehm überrascht. Auch sie waren wegen der Arbeit ins Ausland gezogen und waren mit den neuen Verhältnissen noch nicht sonderlich vertraut. Nach einem freundschaftlichen Plausche fragten sie beide, ob sie bei Andreas wohnen und zur Kost bleiben könnten. Andreas willfahrte ihnen aus Her-

genügte und um ihrer gleichen Heimatzugehörigkeit willen.

Wannem kuzem aber wurde Andreas offenbar, daß während der Zeit, da er eine schwere und gefährliche Arbeit unter der Erde verrichtete, sein Weib daheim mit einem der Mieter ein Liebesverhältnis unterhielt. Und er beobachtete, bis er vollkommene Klarheit darüber besaß.

Als er einmal um Mitternacht aus der Arbeit heimkehrte, läutete er nicht an der Tür seiner Parterrewohnung, sondern trat vorsichtig hinter das mit einem undurchsichtigen Vorhange zugehängene Fenster und blickte durch einen Spalt zwischen Vorhang und Fenster ins Innere seiner Stube. Anwohner hätte beinahe wie ein gefällter Baum auf das Pflaster sinken können, so war das was er drinnen wahrnahm. Der Tisch war mit Decktischen und Platten bedeckt, sein Weib lag dem Mieter auf dem Schoße.

Schwerfällig schleppte sich Andreas Kings der Mauer zur Haustüre. Schwerfällig griff er nach dem Taster der Glocke und drückte. Seine Frau war ihm entgegen, um ihn zu öffnen, in der Stube begrüßte sie ihn mit einem "Judas-Kusse". Andreas besah nicht die Kraftlosigkeit Ordnung zu machen, vergesslich aber forderten sie ihn auf, zu essen und zu trinken.

Für Andreas hatte die gute Erziehung in der Fremde mit einem Schläge allen ihren Reiz verloren. Er erkannte, daß Geld nicht alles sei, was der Mensch in einem inneren Frieden brauche. Am nächsten Tage ging er ohne Frau wegen seiner Entdeckung hinter dem Vorhange an. Sie gestand es ein, ließ die Schuld auf den Mieter und verzog sich. Andreas seinen Kausfall von beiden Mietern und ließte seinem Weibe mit, daß er mit ihr noch Wägen zurücküberstellen würde.

Sie wiffen auch ob es land Arbeit, auch ein Stück bei Verwandten. Doch Andreas Herz war krank geworden. Er sprach die Heilung. Nicht gelang es sich nach langen Jahren wieder um man erlöste, daß er sein Weib im Haupte geschlagen hatte. Doch schließlich und endlich legte in ihm wieder keine angeborene Güte. Er verzog ihr alles und begann darüber nachzudenken, wie er das launenhafte und unruhige Fräulein hoch zu Danke stellen und zur Ruhe bringen könnte.

Er wohnte bei Freunden und Elisabeth hatte keinerlei Gefallen. Sie lebte sich wieder nach einem eigenen Herde und wüßte, daß sie wieder alles so schön und geordnet hätte wie einstmal. Was sollte Andreas also tun? Sollte er Elisabeth vorhalten, daß ihren fast hundertjährigen Kronen gebelben waren als sie ihre Töchter vor ihrer Abfahrt in die Fremde verabschiedet, und daß das Geld sich in ihren Händen befanden hätte? Andreas konnte davon nur träumen zu machen, denn er wußte, daß sie ganze Erbschaft nur an einem Haube hänge. Das Kind war jetzt vier Jahre alt. Es war die Sonne seines Lebens. In Andreas Jansen bewachte noch immer die Schindeln nach einem ruhigen, glücklichen Familienleben.

Da wachte er ihm der Meer, sich schnell zu helfen. Einmal Monate nahm er vor Weib und Tochter Elisabeth und bog sich in die fahrende Kiste hinaus. Es war ihm der unglückliche Gedanke glommen, sich auf letzten fremden Eigentum zu haben. Doch Elisabeth sollte nicht mehr noch Hause zurück. Gelesen wurde er dem Gerichte eingeliefert. Durchgeh Monate, das war jetzt schon

Elisabeth zum Warten ein wenig zu lange. Sie schrieb Andreas einmal ins Gefängnis, daß sein Zöndchen seiner bereits vergessen habe, und daß sie sich jemanden gefunden habe, mit dem sie leben wolle. Seine Sachen werde er dort wiederfinden, wo sie zuletzt gewohnt haben. "Vielleicht ist dies für mich eine Befreiung aus dem Zustande einer händigen Unsicherheit", sagte sich Andreas. "Vielleicht

Verbrecherbanden in New York.

Von Herbert Woburn.

Die „Gafometer-Bande“, an die zweihundert ausgeschulte Straßenheiben, war von dem alten Gafometer in der 35. Straße nach der 3. Avenue überführt, jedoch fand sie in diesem verhältnismäßig beschränkten Gebiet zahlreiche Gelegenheiten, um sich zu verlustrieren und zu bereichern, und unternahm, sobald sich die Möglichkeit ihr bot, von dort aus Einbrüche in benachbarte Reiche. Die „Gafometer-Beute“ waren besonders geliebte Straßenräuber und konnten sich des stolzen Rekords von durchschnittlich dreißig Heberfällen pro Nacht rühmen.

Die „Goldgräber“ waren die Herren eines sauberen Betats, der „Höllensüße“, das allmählich in ganz Amerika in Verfall geriet und der gesamten Umgebung seinen Namen verlieh. Sie liebten es vor allem, sich in Kellern und unterirdischen Unterschlüpfen zu verstecken, daher ihr romantischer Name. In ihrer besten Zeit verfrachten sie über fünfhundert Mann, durch die Paul Rowdys von reinstem Wasser.

Eines der Lieblingslokalen dieser streitbaren Gruppe lag in Battle Row und wurde von „Hammer-Kunzbo“ geführt, der seinen Spitznamen einem riesigen Goldhammer verdankte, mit dem er unerwünschte Eindringlinge zu vertreiben und widerpenliche Kunden zum Schweigen zu bringen pflegte. Aber die „Goldgräber“ waren derzeit anfällig und flatterhaft, daß kein Anführer länger als einige Monate lang die Krone zu behaupten vermochte.

Einer ihrer berühmtesten Vorden war der „Schwindlicht-Carran“, der, als sein Wädel darüber kammerte, daß sie keinen passenden Wintermantel besaße, schlankweg auf die Straße hinausspazierte, den nächstbesten Konstabler unterdrückte und den Wollentwurf des Bewachteten heimlich seiner Verwalterstiefeln als Geschenk überreichte. Dies war von dem feinden mittelständigen Schmitt auch bereit begeistert, daß sie die Kaufkraft seiner Wollstiefel überließ, bis indes einige Mitglieder der „Höllensüße“ sich bemühten, ihn, den „Schwindlicht-Carran“, einem Spielchen in seinen Wägen zu stellen. Daraufhin handelte er einige Zeit lang, umgibtete Schuppente in Kombinationen in die Polizeiwache der 11. Straße zu lauern, um die etwas heisse Wäde der Wollentwurf geriet erst in Verfall, nachdem von oben per die Heber gekommen war, die Konstabler in dem betreffenden Bezirk nur noch zu drei und zu vier auf die Straße zu lassen und einen Carrantrape zu bilden, der dann hässliche Süßhe nach der „Höllensüße“ unternahm und die dortigen „Goldgräber“ in ziemlich drohendem Zustande zurückließ.

Ein sehr kleinerer Banden in der Nähe der „Höllensüße“ war kurz darauf, sich mit der „Goldgräber“ verbunden zu dürfen und unter der Führung des „Schwindlicht-Carran“ und anderer berühmter Heber zu kämpfen. Von dieser waren die bedeutendsten die „Hammer“, die „Kunde-Bande“ und der „Solam-Wäde“. Die „Goldgräber“ existieren jetzt noch immer der Unterdrückung des „Stricke-Kamer-Damenklub“ für Gefälligkeit und Aufre-

hätte sie sich noch zu einem ärgeren Ende gebracht.“ Und er nahm diesen Schlag mit stiller Resignation aus den Händen des Schicksals entgegen.

Nur eine einzige Sache raubte ihm alle Seelenruhe: was aus seinem kleinen Zöndchen, der Sonne seines Lebens, werden sollte. (Autographische Uebersetzung aus dem Tschschischen von A. Reismann, Prag.)

ist“, einer Reihe streitbarer Amazonen, besser noch schlechtweg als die „Goldgräberinnen“ bekannt, die in zahlreichen Tressen mit der Polizei ihre Kampftätigkeit und ihr Temperament bewiesen hatten. Ihre Anführerin war die „Schlachten-Anny“, die Geliebte von fast jedem bedeutenden Mitglied der Bande und eine der populärsten Gestalten in der Geschichte der „Höllensüße“. Gleich ihren Mustern Vorgängerinnen, der „Sofentragers-Grete“ und „Sadie, der Niage“, war sie Meisterin in der Verstumelungskunst und ließ ihren Anhängern in einer Reihe von Stücken ihre Erfahrungen und Kenntnisse zum besten gegeben haben.

Ueber sechs Jahre war die „Schlachten-Anny“ Königin der „Höllensüße“, und als bei den Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden die Sitte aufkam, bei Massenkämpfen sich die Unterstützung der Verbrecherbanden zu erkaufen, erwarb sich die „Schlachten-Anny“ ein ansehnliches Einkommen, indem sie der einen oder anderen Partei ihre Kriegerinnen zuführte. Jahrelang gab es keinen Streik, an dem auch Frauen beteiligt waren, ohne daß man unter ihren Reihen die „Schlachten-Anny“ und ihre Kolleginnen gefunden hätte, die mit vorbildlicher Begeisterung und Objektivität Streikposten wie Streikbrechern die Augen auskratzen und die Kassen ablassen.

Die „Publikumsräuber“ beherrschten das ganze westliche Ufer Manhattan von der 13. Straße bis zum Broadway. Die „Publikumsräuber“ waren bei den Pressevertretern ganz besonders beliebt; ihre Heldentaten und Streiche wurden überall in den Zeitungen besungen, und so verbreitete sich ihr Ruf bald im ganzen Land. Annähernd 90 Prozent von ihnen waren eingefleischte Koksinniker und daher, solange sie unter dem Einfluß der Droge standen, auch besonders gefährlich, da sie gegen gewöhnlichen Schmerz unempfindlich waren und, vom Gifte ungeopfert, einen tollen Wagemut bewiesen. Trogdem griffen sie nur selten einen Schuppmann an; sobald sich aber dieser oder jener sich ihre Feindschaft zugezogen hatte, tat er gut daran, um seine Verletzung einzukommen, laut wurde er aber kurz oder lang unfehlbar vernichtet.

Das waren die bedeutendsten Banden jener Zeit, die New York noch wildhaft verderbt war.

(Mit freundlicher Erlaubnis des Hrn. Carran, Verleger, dem Buch „Die Hölle und die New York“ entnommen.)

Kulturgeschichte.

Ein Jude aus ein Buch, hatten sich, wenn Kulturen einen höheren Stand der Kultur erreicht haben.

Der Jude sagt, daß bei seinen Hebräern geübten geübten Sprache sprachen haben, daß die Hebräer in der Hebräer-Kultur die höchste Stufe erreicht haben.

Der Jude sagt, daß man bei den Hebräern in Jerusalem keine Sprache gesprochen habe, es alle einander nicht verstehen sei, daß die alten Juden die Hebräer-Kultur geübt hätten.

Die große Leidenschaft.

Von Peter Zher.

Züchtigkeit fanden alle, daß Liebe etwas Heberhohes sei. Nur Leidenschaft könne gelten gelassen werden.

„Liebe sei zweedmähig, bürgerlich dem Laxodspiel vergleichbar, das, ohne aufzuregen, teils bescheidenen Gewinn, teils erträglichen Verlust bringe und bei alledem die Möglichkeit, harmlos und verträglich miteinander auszukommen, keineswegs beeinträchtige.“

Eine Hornbille stand verschüchtert auf; Aber sei das sozusagen beruhigte Beieinander, das stillherzige Sichgeben und Nehmen nicht doch das eigentlich Schöpferische, hm?

„Gedämpfte Feittheit.“

„Die ineinandergezogenen Handschuhe!“

„Die Wärmflasche!“

„Unsinn! Wenn Leidenschaft aufpeitsche oder zerstore, so zerstore sie nur das Matte, peitsche das Starke auf.“

Ein Monatel, Brennpunkt aller zarten Milde, stieg empor:

„Einmal habe ich Leidenschaft . . . geküßt.“

Sie sah im Kusse mir gegenüber. Ein Gesicht! Schmal, blaß, Rasse! Sie hielt die Beine übereinander. Ihre Füße an-be-schreib-lich! Das rechte Bein wippte im Rhythmus des Fußes gegen mich — immer gegen mich. Ich schloß die Augen. Ich — fühlte sie. Ab und zu traf mich ein Mist — unter langen braunen Wimpern hervor — so ein Mist, unbeschreiblich! Ich zwang mich, nicht zu sprechen. Banal, nur an ein Wort zu denken. Einmal ging ihr Blick vom Licht an der Decke zu mir. Ich schmelzte auf. Aus! Dunkel! Wir flogen dahin — ich sah sie nur mehr unbestimmt, in einem fahlen Schein. Aber das Schwingen ihres Heinen Hüftes! Ich fühlte jeden Nerv mitbewegen, ja ich zitterte. Wie ich so sah und beide Köpfe gegen das Volkster stemmte, um meiner Herr zu bleiben, fühlte ich plötzlich — ganz leise — eine schwebende Berührung meiner linken Fußspitze . . . der linken, ja — ich weiß es noch genau . . . und im selben Moment fühlte ich wie einen elektrischen Schlag einen Strom überwältigenden Entzückens . . . hm, ja . . . und ich warlete mit angehaltenem Atem, daß es sich wiederholen möge. Und wieder — und noch einmal — spürte ich diese Berührung. Meine Brust straffte sich, meine Finger krampften sich zusammen. Ich fühlte Leidenschaft! . . . bitte! Ich hätte ausbrüllen können wie ein Vieh, wenn . . . so schloß er, wenn ich nicht im nächsten Augenblick zufällig bemerkt hätte, daß es der verfluchte Fensterrelemer war, der mit seinem faulen Geißelstock meine Fußspitze regelmäßig gestreift hatte. Die Dame schlief sehr fest.“

Das Gehirn — eine Zeitung.

Der berühmte englische Anatom Sir Arthur Keith hat kürzlich in einem Vortrage über die Ergebnisse der modernsten Gehirnforschung einen eigenartigen Vergleich durchgeföhrt, um die Arbeit dieses am höchsten entwickelten menschlichen Organs zu veranschaulichen. Er verglich die Organisation des Gehirns im menschlichen Organismus mit dem Apparat einer modernen Zeitung. „Befolgen wir uns in eine Zeitungsredaktion,“ sagte er. „Nachrichten aus den verschiedensten Ecken der Welt kommen hier zusammen und gelangen ihrem Inhalt nach in einzelne Abteilungen, die der answärtigen Politik, der Innenpolitik, Handel, Sport, Musik usw. gewidmet sind. Während der Zeit, in der die Nachrichten einströmen, und der Zeit, in der sie in den Händen der Lesenden zum Ausdruck gelangen, wird nicht redaktionelle Arbeit geleistet. Die Nachrichten können als hier

oder uninteressant oder gefährlich; sie werden geprüft, in die rechte Form gebracht und eingereicht. Ein Teil der Redaktion leitet die ganze Arbeit der Zeitung und bereitet Stoff für spätere Ausgaben vor. Die Organisation des menschlichen Gehirns ist ganz ähnlicher Art. Der wichtigste Vorgang im Laufe der Entwicklung des tierischen Gehirns war der, daß die redaktionelle Tätigkeit nicht weiter ausgebildet wurde. Erst im menschlichen Gehirn hat die eigentliche „Redaktion der Nachrichten“ einge-

setzt. Als die Meldungen, die dem Gehirn von allen Seiten zuströmten, immer zahlreicher und verschiedenartiger wurden, da wurde die geistige Arbeit der Redaktion ausgebildet. Bei den niederen Säugetieren war die Gehirnssubstanz fast nur eingerichtet für die Kräfte, die die Nachrichten aufnahmen und sie in der Druckerei verbreiteten. Aber als das Gehirn im Laufe der Entwicklung eine immer höhere Organisation erhielt, da wurde die Redaktionsarbeit immer wichtiger.

Matriona, die Dulderin.

Ein russisches Märchen von Maxim Gorki.

Es war einmal eine Frau, sagen wir, Matriona. Sie arbeitete für einen fremden Onkel, sagen wir Nikita, und für seine Verwandten und seine zahlreichen Leute.

Es ging der Frau schlecht. Onkel Nikita beachtete sie überhaupt nicht, obwohl er vor den Nachbarn prahlte:

„Meine Matriona hat mich sehr lieb. Ich tue mit ihr, was ich will. Ein musterhaftes Arbeitstier ist sie, gehorsam wie ein Gaul.“

Aber Nikitas betrunkene Leute behandelten Matriona dauernd sehr schlecht. Sie bestahlten sie, prügelten sie oder beschimpften sie einfach, rein aus Langerweile. Unter sich aber sagten sie ebenfalls:

„Tüchtiges Weib, unsere Matriona; Sie kann einem manchmal beinahe leid tun.“

Aber obwohl sie es in Worten gut meinten mit ihr, fuhren sie in der Tat doch fort, sie zu mißhandeln und zu berauben.

Außer diesen bösen Leuten umgaben Matriona auch viele unnütze Menschen, die Mitleid hatten mit ihrer Langmut und Geduld. Sie beobachteten sie von der Seite und sagten gerührt: „Oh, du Dulderin, du Arme!“

Einige waren geradezu verzückt und riefen: „Dich kann man gar nicht mit der Elle abmessen, so groß bist du! Und mit dem Verstand kann man dich nicht erfassen, an dich kann man nur glauben!“

Matriona aber arbeitete Tag für Tag, Jahr für Jahr, wie eine Bäarin, und ganz ohne Sinn und Zweck; soviel sie auch arbeitete, die Leute des Onkels nahmen ihr alles wieder weg. Ringsum war Trunksucht, Weiber, Unzucht und joyliche Gemeinheit, — man konnte kaum atmen.

So lebte sie, arbeitete und schlief. Aber in freien Minuten härmte sie sich im Stillen:

„Herrgott! Alle lieben mich, alle sind mir gut, aber ein wirklicher Mann kommt nicht! Wenn doch ein wirklicher Mann käme, mich in seine starken Arme nähme, mich lieb hätte mit aller Kraft, als Weib — ich würde ihm ja solche Kinder gebären, Herrgott!“

So weinte, weiter konnte sie nichts tun. Der Schmiel machte sich an sie heran. Aber er gestiel Matriona nicht; er sah so unzuverlässig aus, war so verträubelt, er hatte einen strengen Charakter und redete ganz unverständlich, so als prahlte er:

„Nur wenn Sie sich meinen Ideen hingeben,“ sagte er, „können Sie in das nächste Stadium der Kultur übergehen, Matriona.“

Sie antwortete ihm:

„Nun, was redest du, Bäckerchen, was soll das? Ich verstande nicht einmal, was du sagst. Außerdem bin ich groß und stark und dich sieht man ja kaum!“

So lebte sie. Allen tat sie leid, und sie tat sich selbst auch leid. Aber bei alledem kam nichts Besseres heraus.

Da plötzlich — erschien ein Held. Er kam, verlor Onkel Nikita und alle seine Leute und heiratete Matriona.

„Von heute an bist du ganz frei und ich bin dein Retter, so wie der heilige Georg auf einem alten Kopelenstüd“ Matriona schaute sich um: tatsächlich, sie war frei! Natürlich freute sie sich darüber.

Aber der Schmiel erklärte gleichfalls:

„Ich bin auch dein Retter!“

„Das sagte er aus Eifersucht,“ dachte sich Matriona. Laut aber sagte sie:

„Natürlich. Du auch, Bäckerchen.“

So lebten sie alle drei, lustig und zufrieden. Jeden Tag gab es eine Hochzeit oder ein Begräbnis. Jeden Tag wurde Gurra geschrien. Mosej, des Onkels Arbeiter, fühlte sich als Republikaner. Gurra! Zatorow! und Rarym erklärten sich zu Vereinigten Staaten. Auch — Gurra!

So zwei Monate lebten sie wie ein Herz und eine Seele, sie erlosfen beinahe in Freude, wie Fliegen in einem Topf mit kwas. Aber plötzlich — im heiligen Rußland geschieht immer alles plötzlich — plötzlich wurde der Held abellantig.

Er sah bei Matriona und fragte:

„Wer hat dich befreit? Ich?“

„Nun, natürlich, du, mein Lieber!“

„Nun also?“

„Na und ich?“ fragte der Schmiel.

„Du auch . . .“

Ein Weilchen später fragte der Held wieder:

„Wer hat dich befreit. Ich oder nicht ich?“

„Herrgott,“ sagte Matriona. „Gewiß doch, du, du selbst!“

„Nun also, vergiß das nicht!“

„Und ich?“ fragte der Schmiel.

„Nun, du auch . . . Ihr beide . . .“

„Beide?“ sagte der Held, seinen Schnurrbart streichelnd.

„Hm . . . Ich — ich weiß nicht . . .“

Und er fragte Matriona andauernd:

„Habe ich dich gerettet, dummes Weib, oder nicht?“

Und immer strenger:

„Bist ich dein Retter? Oder wer?“

Matriona sah, der Schmiel war hinteren Blickes beiseite gegangen und tat seine Arbeit, die Diebe stahlen, die Kaufleute handelten, alles ging wieder auf die alte Weise, wie zur Zeit des Onkels. Aber der Held quälte sie und fragt andauernd:

„Was bin ich für dich?“

Und schlägt sie hinter die Ohren und jaust sie am Jopfe.

Matriona küßt ihn, redet ihm gut zu, spricht fremdliche Worte zu ihm:

„Ach, du mein lieber italienischer Garibaldi, o du mein englischer Cromwell, du mein französischer Bonaparte!“

Aber nichts wollte sie leise vor sich hint:

„Herrgott, Herrgott! Ich hatte gedacht, es würde wirklich etwas geschehen. Und das ist nun dabei herausgekommen!“

„Ich gestatte mir, daran zu erinnern, daß das ein Märchen ist.“

Zehn Bitten einer Japanerin an ihren Gatten.

Zu der Zeitung New-York-Lobe zählt eine Japaerin auf, was sie sich von ihrem Manne wünscht, um das Familienleben zu heben und ihm ein nettes Heim zu schaffen:

1. Steh bitte um die gleiche Zeit auf wie ich!
2. Schilt mich in Gegenwart von Erwachsenen und Kindern bitte nicht an!
3. Wenn du auf längere Zeit fortgehst, dann sage mir bitte, wohin du gehst!
4. Teile mir auch bitte mit, wann du fortgehst und wann du wiederkommst!
5. Gib mir bitte das Recht, mich einiger Wünsche erfreuen zu dürfen!
6. Gib mir bitte auch eine gewisse Geldsumme für meinen persönlichen Bedarf!
7. Es gibt Dinge, die du selbst erledigen kannst. Bitte beantrage dafür nicht die Aufmerksamkeit anderer! (Mit „anderer“ meint sie sich selbst.)
8. Vor den Kindern tue bitte nichts, was ihnen ein schlechtes Vorbild wäre!
9. Bitte gib mir jeden Tag etwas Zeit zum Lesen und Lernen!
10. Und sage nicht immer „Di fora!“ (Hallo, Du da!), wenn du mich ruffst, bitte! Denn ich bin Deine Frau und verdiene Achtung.

Und die genügsame Japanerin fügt bittend hinzu: Glaube nicht, daß ich anmaßend sei in meinen Wünschen und Bitten. Sie kommen aus tiefstem Herzen deiner Frau, die dich liebt. Sollten diese Bitten nur in Japan Gültigkeit haben? Sind wir Wilde vielleicht bessere Menschen? G. E.

Gedanken-Splitter.

Goldene Worte.

Es gibt Menschen, die stolz auf ihre Tatkraft sind, wenn sie eine Stunde in sechzig Minuten gehen.

Wenn die Welt nur gemein wäre, dann ginge es noch; dann könnte man ihr noch einreden, daß Gemeinheit nicht glücklich macht. Aber leider ist sie auch so dumm, daß sie nicht bestraft, was man ihr beweist.

Wenn man Aufsichten, die man aus der Welt schaffen möchte, nicht mit Gründen bekämpfen kann, so macht man sie durch groteske Übertreibung lächerlich. Der große Haufe zieht das Lachen dem Denken vor.

Wiedert ist diejenige Tugend, welche jeden verpflichtet, die von den Vätern ererbte Dummheit getrenntlich zu konservieren.

Jeder mag nach seiner Fassung selig werden, aber nach keiner Fassung einen anderen unselig machen.

Der Verfolg ist der wahrhaft Freie! Was heißt ich Narr zur Göttin Reinheit, Was dien' ich fromm dem Staubentrüden Geiß!

Ein lustig Leben blüht nur in Gemeinheit Und nur in Schweineföden wird man feist.

Durchs Leben unbeachtet,
Die großen Geister geh'n,
Erst wenn die Erde nachet,
Kann man die Sterne seh'n.

Kurt Eisner.

Was mancher nicht weiß.

Höhe der Meereswogen. Kürzlich haben verschiedene Gelehrte versucht, die durchschnittliche Höhe der Meereswogen zu messen. Sie beobachteten die Wogen im südlichen Teile des Indischen Ozeans zwischen dem Kap der guten Hoffnung und den Inseln St. Paul und Amsterdam und stellten während eines Nordweststurms die Durchschnittshöhe der Wogen auf neun Meter fest. Die höchste Woge hob sich bis zu elf Meter.

Die Blutmenge unseres Körpers beträgt ein Dreizehntel des Körpergewichtes, bei Neugeborenen ein Neunzehntel.

Bis um das Jahr 1800 herum schossen die Kanonen nur etwa 600 Schritte weit. Die Geschosse waren einfache Rundkugeln ohne jede Explosivkraft. Granaten kennt man erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die ersten Messungen mit dem Fieberthermometer, ohne die heutzutage kein Arzt mehr auskommt, wurden etwa um das Jahr 1626 von dem damals berühmten Sanctorius gemacht; es hat aber noch viele Jahrzehnte gedauert, bis sich diese Untersuchungsmethode einbürgerte.

In Amerika gibt es 22 Orte mit dem Namen Paris.

Noch vor 50 Jahren waren die Ärzte verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Blutegel im Hause zu haben. Auch die Apotheken durften ihren Vorrat an diesen Tieren nicht ausgeben lassen.

Auf einen Atemzug kommen normalerweise beim Erwachsenen vier Herzschläge. Es gibt aber verschiedene Krankheiten, in denen dieses Verhältnis stark wechselt, es können dann zehn oder auch nur ein Herzschlag auf einen Atemzug kommen.

Spanien hat im Jahre 260 Sonnentage und 30 Regentage, Deutschland dagegen nur 47 Sonnentage und 172 Regentage. Die mittlere Jahrestemperatur in Spanien beträgt 17 Grad, in Deutschland 8,8 Grad Celsius.

Ein Neugeborener atmet in der Minute ungefähr 44 Mal, während der erwachsene Mensch 16 bis 20 Atemzüge in der Minute macht. Unter krankhaften Verhältnissen kann aber eine Schwankung der Atemzüge zwischen 1 und 100 in der Minute stattfinden.

Schweden ist zehnmal so groß wie die Schweiz, hat aber nur um die Hälfte mehr Einwohner.

Im Mittelalter sind ungefähr 100.000 Frauen und Mädchen als Hexen verbrannt worden.

Wisserei.

Elektrische Dampfer. Die Zeiten, in denen die Kohle in der Schiffsahrt zur Dampferzeugung und damit zum Antrieb verwendet wurde, scheinen sich allmählich dem Ende zu nähern. Auch bei uns werden immer häufiger ölgeheizte und daher rauchlose Motorschiffe gebaut, während man in Amerika immer mehr dazu übergeht, die Schiffschrauben durch die elektrische Kraft treiben zu lassen. Einer der Schrittmacher in dieser Richtung ist eine der bedeutendsten Reedereien in den Vereinigten Staaten, die International Mercantile Marine Company, die im Begriff steht, sich eine ganze Flotte elektrischer Passagierschiffe zu schaffen. Nachdem vor einigen Monaten das erste und bisher größte dieser Schiffe in Dienst gestellt wurde, die „California“, ist kürzlich das zweite dieser Gattung, die „Virginia“, in Newport News

vom Stapel gelaufen. Sie ist noch größer als das ältere Schwesterschiff, wird aber durch das im Bau befindliche dritte wieder ganz erheblich überflügelt werden. Die „Virginia“ ist etwa über 200 Meter lang und hat eine Wasserdrängung von 35.000 Tonnen. Nach Fertigstellung werden diese drei elektrischen Schiffe die größten der amerikanischen Handelsmarine darstellen. Jede der Doppelschrauben, mit denen diese Fahrzeuge ausgerüstet sind, wird durch einen 8500 PS starken Motor getrieben. Zwei von der General Electric Company gebaute Turbinen sind mit zwei Wechselstromgeneratoren mit einer Höchstleistung von 6600 Kilowatt direkt verbunden. Die gesamte Steuerung und Regulierung der Maschinen erfolgt von einer einzigen, äußerst übersichtlich angeordneten Schalttafel aus. Auch das Steuerruder wird elektrisch gelenkt und kann bei einer Fahrgeschwindigkeit von 18 Seemeilen in nur 30 Sekunden vom äußersten Backbord zum äußersten Steuerbord umgelegt werden.

Das kleinste Luftschiff. Da die Amerikaner immer einen Rekord aufstellen müssen, so hat jetzt eine Gesellschaft in den Vereinigten Staaten das kleinste Luftschiff der Welt erbaut. Es ist nur 22 Meter lang und hat 10 Meter im Durchmesser; seine Fassungsvermögen für Gas beträgt nur 7000 Kubikmeter. Mit einem Motor von 22 PS, kann es eine Schnelligkeit von 30 Kilometer in der Stunde erreichen. Das Luftschiff soll für Reklamezwecke, für Photographie aus der Luft und für Transporte benutzt werden.

Weiteres.

Vorsorglich. Ein Herr kommt in eine Buchhandlung und verlangt ein Buch über „den kürzesten Weg zum Reichtum“. Der Buchhandlungsgeschäfte, der als besonders gewandter Verkäufer gilt, legt ihm das Gewünschte vor. Dann fragt er: „Darf ich vielleicht auch ein Exemplar des Strafgesetzbuches beilegen?“

Barter Wink. Besucher (zu seiner Wirtin, einer Witwe): „Einen gewekten kleinen Jungen haben Sie da, Frau Andersson.“ — „Ja, das ist er wirklich. Erst heute fragte er mich, ob er nicht bald einen neuen Papa bekommen würde.“

Mieter. „Wissen Sie, Fräulein Brigitte, daß Sie mir meine Nachtruhe rauben? Um Ihre Willen kann ich nicht mehr schlafen.“ — „Das kommt mir so plötzlich, Herr Müller! Sprechen Sie bitte mit Mama“, erwiderte die junge Dame errötend. — „Mit Mama sprechen! Und ich glaube, daß Sie es wären, mein Fräulein, die jeden Abend bis zwölf Uhr nachts das Klavier bearbeitet!“

Verteilte Rollen. „Herbert“, ruft die junge Frau im Auto ihrem selbstverehelichten Mann zu, der noch nicht lange fährt. „Du mußt jetzt nach rechts steuern. Du darfst nicht.“ — „Sei still“, erwiderte er grimmig. „Du hast dem Schwupo zuzulächeln und sonst nichts!“

Mißverständnis. „Leiden Sie an kalten Füßen?“ fragte der Arzt die jung verheiratete Frau, die ihn konsultiert. — „Ja“, lautet die Antwort. Er verordnet ihr daraufhin einige Mittel, aber sie unterbricht ihn schließlich und sagt errötend: „Entschuldigen Sie. Es sind -- aber -- nicht -- meine!“

Englische Straßenszene. Ein Mann läuft hinter der Straßenbahn her und ruft dem Schaffner zu: „Wieviel kostet es von hier bis zum Bahnhof?“ — „Zwei Pence!“ — Der Mann läuft weiter, und nach einer Strecke ruft er atemlos: „Wieviel kostet es jetzt?“ — „Drei Pence“, erwidert der Schaffner, „Sie laufen nach der falschen Seite!“